

(Nachdruck verboten.)

8]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Ado If Seb.

Als Komatschow, nachdem er zehn Schritte vorübergegangen, sich plötzlich umwandte, um dem Blick der schönen Dame noch einmal zu begegnen, sah er, daß sowohl sie wie ihr Begleiter bei seinem Anblick krampfhaft lachten.

Jetzt erblickte Komatschow plötzlich mit frappanter Deutlichkeit als dritte Person, gleichsam von der Seite, sich selbst, seine Galoschen, seinen Mantel, sein blaßes Gesicht, seine Kurzsichtigkeit, seine gewöhnliche Zerstreutheit und Ungeächlichkeit, dachte an die soeben innerlich ausgesprochene schöne Phrase und wurde quälend, schmerzhaft rot vor unerträglicher Scham. Und sogar jetzt, als er allein im Halbdunkel des Frühlingsabends dahinschritt, errötete er wieder vor Scham über jene frühere Scham.

„Nein, was soll ich auf dem Bahnhof,“ flüsterte er bitter und hoffnungslos, „ich gehe ein wenig und begeben mich dann nach Hause.“

Es war Anfang April. Die Dämmerung verdichtete sich unmerklich für die Augen. Die Pappeln, die die Chaussee einrahmten, die weißen, niedrigen Häuschen mit Ziegeldächern auf beiden Seiten des Weges, die Gestalten weniger Wanderer — alles wurde schwarz, verlor die Farbe und Perspektive. Alle Gegenstände verwandelten sich in schwarze, dichte Schattenbilder, deren Umrisse aber mit reizender Deutlichkeit in der braunen Luft standen. Im Westen, hinter der Stadt, brannte das Abendrot. Wie im Krater eines glühenden, von flüssigem Golde brennenden Vulkans ballten sich schwere blaue Wolken zusammen und loderten in blutroten, bernsteinfarbenen und violetten Feuern. Ueber dem Vulkan aber dehnte sich, als eine Kuppel, grünlich türkis- und beryllfarbene der sanfte Frühlingsabendhimmel.

Langsam auf der Chaussee vorwärts schreitend und mühsam die Füße in den riesigen Galoschen nachschleppend, blickte Komatschow unverwandt auf diese zauberhafte Feuersbrunst. Wie stets, schon von klein auf, kam es ihm vor, als wenn hinter dem hellen Abendrot ein geheimnisvolles, hellstrahlendes Leben herrschte. Als wenn dort weit, weit hinter den Wolken und dem Horizont, unter einer von hier aus unsichtbaren Sonne eine herrliche, blendend schöne Stadt in dunkeln, von innerem Feuer durchdrungenen Wolken den Augen verborgen brannte. Da schimmerten in unsahbarem Glanze Steige aus Goldplatten, strebten prächtige Kuppeln und Türme mit Purpurdächern himmelan, blickten Diamanten in den Fenstern, zitterten helle, bunte Fahnen in der Luft. Es war, als wenn in dieser fernen Märchenstadt fröhliche, frohlockende Menschen lebten, deren ganzes Leben einer süßen Musik glich, deren Nachsinnen, ja der Kummer selbst bezaubernd, zart und schön war. Sie wandeln auf strahlenden Plätzen, in schattigen Gärten, zwischen Blumen und Fontänen; wandeln als gottähnliche Lichtgestalten voll unbeschreiblicher Freude dahin, kennen keine Grenzen in Glück und Wünschen; werden weder durch Kummer noch Scham und Mühe betrübt.

Unerwartet fiel Komatschow die Szene auf dem Exerzierplatz ein, das rohe Geschrei des Regimentskommandeurs, das Gefühl erlittener Scham und die Empfindung allergeringster und gleichzeitig jugenhafter Demütigung vor den Soldaten. Am schmerzhaftesten war für ihn, daß man ihn genau ebenso angeschrien hatte, wie er selbst bisweilen diese schweigenden Zeugen seiner heutigen Schande anschrie. Und in diesem Bewußtsein lag etwas alle Rangunterschiede Aufhebendes, etwas, was seine Offiziers- und, wie er glaubte, Menschenehre erniedrigte.

Und in ihm entstanden alsbald wie in einem Knaben — er hatte in der Tat noch viel Kindliches an sich — glühend phantastische, berauschte Nachgedanken. — „Dummheit! Das ganze Leben liegt noch vor mir!“ dachte Komatschow und schritt, von seinen Gedanken hingerissen, mutiger vorwärts und atmete tiefer. „Nun gerade sehe ich mich ihnen allen zum Trotz schon morgen an die Bücher und bereite mich zum Eintritt in die Akademie vor! Arbeit! O, durch Arbeit kann man alles erlangen, was man will. Man muß sich nur fest in der Hand behalten. Ich werde wie wahnsinnig hüffeln. Dann bestiehe

ich zur allgemeinen Ueberraschung glänzend das Examen. Und sicher werden alle sagen: „Was ist denn dabei wunderbar? Wir waren schon früher fest überzeugt; ein so fähiger, lieber, talentvoller junger Mann.“

Und Komatschow sah sich überraschend deutlich als gelehrten Generalstabsoffizier, der zu den größten Hoffnungen berechnete. Sein Name war in der Akademie auf der goldenen Tafel eingetragen. Die Professoren weisagten ihm eine glänzende Zukunft, schlugen ihm vor, an der Akademie zu bleiben, aber — nein, er kehrte zur Truppe zurück. Mußte seine Zeit als Rottenkommandeur abdiene. Natürlich in seinem Regiment. Dann kam er hier an — schön, herablassend, ungezwungen, korrekt und verwegen-höflich wie die Generalstabsoffiziere, die er bei den vorjährigen großen Manövern und Regimentsvorstellungen gesehen hatte. Von der Offiziersgesellschaft hielt er sich fern. Die rohen militärischen Gemohnheiten, Vertraulichkeiten, Kartenspiel, Trinken — nein, das war nichts für ihn: Er blieb sich dessen bewußt, daß hier nur eine Durchgangsstation auf dem Wege seiner weiteren Karriere und seines Ruhmes sich befand.

Da begannen die Manöver, eine große, doppelseitige Schlacht. Oberst Schulgowitsch verstand die Dispositionen nicht, wurde konfus, machte die Leute kopflos und verlor selbst den Kopf — der Korpskommandeur hatte ihm schon zweimal durch einen Adjutanten Bemerkungen zukommen lassen. „Ach, Herr Hauptmann, haben Sie mich heraus,“ wandte er sich an Komatschow, „wissen Sie, aus alter Freundschaft; Sie erinnern sich, habaha, wie wir uns gekannt haben. Seien Sie schon so gut.“ Seine Miene war befangen und einschmeichelnd zugleich. Komatschow aber machte tadellos Honneur, rückte im Sattel vor und antwortete ruhig und hochmütig: „Euschuldigen Herr Oberst. Die Dispositionen über die Regimentsbewegungen sind Ihre Sache. Meine ist — Orders entgegenzunehmen und auszuführen.“ Vom Korpskommandanten kam aber bereits der dritte Adjutant mit einem neuen Verweise.

Der glänzende Generalstabsoffizier Komatschow stieg auf der Stufenleiter militärischer Ehren immer höher. Da brach auf einer großen Eisengießerei ein Arbeiteraufstand aus. Schleunigst wurde Komatschows Rotte verlangt. Es war Nacht. Eine Feuersbrunst, eine riesige, erregte Volksmenge, Steine flogen durch die Luft. Ein stattlicher, hübscher Hauptmann tritt vor seine Rotte hin. Es ist Komatschow. „Brüder,“ wandte er sich an die Arbeiter, „zum dritten und letzten Male warne ich Euch; ich lasse schießen!“ . . . Geschrei, Pfeifen, Gelächter. Ein Stein schlägt gegen Komatschows Schulter, sein männliches, offenes Gesicht aber bleibt ruhig. Er wendet sich zu den Soldaten um, deren Augen vor Zorn brennen, weil ihr vergötterter Vorgesetzter beleidigt ist. „Direkt in die Menge, rottenweise. . . No—otte, Feuer!“ . . . Hundert Schüsse fliegen in einen zusammen. . . Schreckliches Geheul. Ein Dutzend Tote und Verwundete wälzen sich in einem Haufen. . . Die übrigen laufen in Unordnung davon, einige fallen auf die Knie und flehen um Gnade. Der Aufstand ist niedergeworfen. Komatschows wartet die Dankbarkeit seiner Vorgesetzten und eine Belohnung für seine musterhafte Männlichkeit.

Dann ist Krieg. . . Nein, vor dem Kriege geht Komatschow lieber als Spion nach Deutschland. Er lernt perfekt Deutsch und fährt hin. Ach, welch ein berausches Wagnis! Allein, ganz allein mit einem deutschen Paß in der Tasche und einer Drehorgel auf dem Rücken! Gerade mit einer Drehorgel. Er zieht von Stadt zu Stadt, dreht seine Orgel, sammelt Pfennige, stellt sich blödsinnig-dumm und nimmt gleichzeitig insgeheim Pläne von Befestigungen, Magazine, Kasernen, Lagern auf. Ewige Gefahr umlauert ihn. Seine Regierung hat sich vor ihm losgesagt, er steht außerhalb der Geseze. Gelingt es ihm, wertvolle Nachrichten mitzubringen — so winken ihm Geld, Amt und Würden, eine angesehene Stellung, Verühmtheit; wenn nicht — wird er ohne Gericht, ohne jede Formalität frühmorgens in irgendeinem Festungsgraben erschossen. Mitleidig macht man ihm den Vorschlag, die Augen mit einem weißen Tuch zu verbinden, aber er wirft es stolz zur Erde. „Glauben Sie vielleicht, daß ein richtiger Offizier sich fürchtet, dem Tode ins Antlitz zu schauen?“ Der alte Oberst. . . Alnahmsvoll: „Hören Sie, Sie sind jung, mein Sohn ist u dem-

selben Alter wie Sie. Nennen Sie Ihren Namen, nennen Sie nur Ihre Nationalität, so ändern wir die Todesstrafe in Gefängnis um," aber Romaschow unterbricht ihn mit kalter Höflichkeit: „Ist umsonst, Herr Oberst, ich danke Ihnen. Tun Sie Ihre Pflicht.“ Dann wendet er sich zu dem Zuge Schützen. „Soldaten," spricht er in festem Tone, natürlich deutsch, „ich bitte um einen kameradschaftlichen Dienst: Zielt aufs Herz! Ein gefühlvoller Leutnant, der kaum die Tränen verbirgt, winkt mit einem weißen Tuche. Feuer . . .

Dieses Bild trat Romaschow so lebhaft und deutlich vor die Phantasie, daß er, der schon lange mit großen, schnellen Schritten tief atmend dahingeschritten war, plötzlich zitterte und voll Schreck mit krampfhaft geballten Fäusten und klopfendem Herzen auf der Stelle stehen blieb. Als bald lächelte er in der Finsternis schuldbewußt über sich selbst, schrumpfte zusammen und setzte seinen Weg fort.

Bald aber packte ihn der unaufhaltsame Gedankenstrom von neuem. Ein grausamer, blutiger Krieg mit Preußen und Oesterreich hat begonnen. Ein riesiges Schlachtfeld, Reichen, Granaten, Blut, Tod! Es war die Hauptschlacht, die den ganzen Feldzug entschied. Die letzten Reserven rückten an. Man wartete von Minute zu Minute auf das Erscheinen der russischen Umgehungskolonne. Man mußte dem schrecklichen Ansturm der Feinde standhalten um jeden Preis! Und das schrecklichste Feuer, die wütendsten Anstrengungen des Feindes waren gegen das Kerenski'sche Regiment gerichtet. Die Soldaten fochten wie die Löwen, sie wankten nicht ein einziges Mal, obgleich ihre Reihen unter dem Hagel feindlicher Geschosse dahinschmolzen. Ein historischer Moment! Hielt man sich noch eine, zwei Minuten, so war dem Gegner der Sieg entrispen. Oberst Schulgowitsch aber war wieder konfus; seine Tapferkeit stand fest, aber seine Nerven hielten den Chok nicht aus. Er schloß die Augen, zitterte, wurde leichenblaß . . . Schon gab er dem Hornisten das Zeichen zum Rückzug, schon setzte der Soldat das Horn an die Lippen, aber in dieser Sekunde kam aus schaumbedecktem, arabischem Rosse der Divisionsstabschef Oberst Romaschow hinter einem Berge hervorgesprennt. „Oberst, wagen Sie nicht, zurückzugehen! Hier wird das Schicksal Rußlands entschieden!" . . . Schulgowitsch flammte auf: „Herr Oberst! Hier kommandiere ich und trage die Verantwortung vor Gott und Kaiser! Ich kann mein Regiment unter dem Feuer nicht halten. Hornist, Rückzug!" Aber Romaschow hat ihm schon die Trompete entrispen. „Kinder, vorwärts! Gar und Vaterland bliden auf Euch! Hurra!" Wahnsinnig, mit erschütterndem Geschrei stürzen die Soldaten hinter Romaschow vorwärts. In einer Rauchwolke fließt alles zusammen und wälzt sich irgendwohin in den Abgrund. Die feindlichen Reihen schwanken und ziehen in Unordnung ab. In ihrem Rücken aber, weit hinter den Hügel, glänzen schon die Bajonette der frischen Umgehungskolonne. „Hurra, Brüder, Sieg!" . . .

Romaschow, der jetzt schon nicht mehr ging, sondern lief und lebhaft gestikuliert, blieb plötzlich stehen und kam mühsam zur Besinnung. Ueber seinen Rücken, die Hände und Füße, unter der Kleidung, über den nackten Körper schienen ein paar kalte Finger zu laufen; die Haare auf dem Kopfe bewegten sich; die Augen schmerzten von Tränen des Entzückens. Er mußte selbst nicht, wie er nach Hause kam, und bliete jetzt, aus hellem Traum zur Besinnung gekommen, erstaunt auf den wohlbekannten Hauseingang, den pärlischen Obstgarten dahinter und auf das weiße, kleine Häuschen in der Tiefe des Gartens.

„Welche Dummheiten kriechen einem doch im Schädel herum!" flüsterte er verwirrt. Und sein Kopf sank zaghaft auf die hochgezogenen Schultern.

3.

Zu Hause angekommen, legte Romaschow sich, so wie er war, im Paletot, sogar ohne den Säbel abzuschmalen, aufs Bett, blieb lange unbeweglich liegen und blickte stumpfsinnig und unverwandt an die Decke. Er hatte Kopfschmerzen, und der Rücken tat ihm weh, und in seinem Innern war es so öde, als wenn dort niemals ein Gedanke, ein Erinnern, ein Gefühl gelebt hätte: Er empfand nicht einmal Erregung oder Langeweile, sondern es lag mir etwas Großes, Dunkles und Gleichgültiges in ihm ausgebreitet.

Vor dem Fenster erlosch die traurige, zarte, grünlüche Aprildämmerung. Im Flur hantierte leise der Bursche und klapperte behutsam mit einem Gegenstand aus Metall.

„Sonderbar," sprach Romaschow mit sich selbst, „ich habe irgendwo gelesen, der Mensch könne nicht eine Minute ohne Denken sein. Ich liege hier aber und denke an nichts. Ist

dem so? Nein, ich habe eben daran gedacht, daß ich nichts denke — das heißt, irgendein Rädchen in meinem Gehirn hat sich dennoch gedreht. Und in diesem Augenblick kontrolliere ich mich wieder, folglich denke ich doch etwas . . ."

Und er beschäftigte sich so lange mit diesen dummen, krausen Gedanken, bis ihm plötzlich physisch übel davon wurde: als wenn sich unter seiner Schädeldecke eine graue, schmutzige Spinne ausbreitete, von der er sich auf keine Weise befreien konnte. Er erhob den Kopf vom Kissen und rief:

„Gainan! . . ."

Im Flur dröhnte und rollte etwas, wahrscheinlich das Rohr der Teemaschine. Ins Zimmer stürzte der Bursche, so schnell und so geräuschvoll die Tür aufreißend, als wenn jemand hinterherjagte.

„Herr Leutnant!" rief Gainan erschreckt.

„War niemand von Leutnant Nikolajew da?"

„Nein, Herr Leutnant!" schrie Gainan.

Zwischen dem Leutnant und seinem Burschen hatten sich schon längst schlichte, vertrauliche, sogar etwas familiäre Beziehungen herausgebildet. Wenn es sich aber um militärische Antworten handelte, wie zum Beispiel „Zu Befehl, ja," „Zu Befehl, nein," „Wünsche Gesundheit," „Kann ich nicht wissen," so schrie Gainan diese unwillkürlich in dem hölzernen, unnatürlichen, unsinnigen Ton heraus, den Soldaten Offizieren gegenüber in der Front stets gebrauchten. Es war das eine unbewußte Gewohnheit, die sich von seinen ersten Rekrutentagen bei ihm eingebürgert hatte und wahrscheinlich für sein ganzes Leben sitzen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

New Orleans.

Das gelbe Fieber herrscht in New Orleans, wie es seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen ist.

Der New Orleans kennt, wird sich darüber nicht wundern. Die Stadt liegt in einer Sumpfsenge, zwischen dem See Pontchartrain und dem Mississippi, der 177 Kilometer weiter nach Süden sich in den Golf von Mexiko ergießt. Die Hitze ist im Sommer oft unerträglich; dabei gibt es kein Glas kates Trinkwasser in der Stadt. Selbst in den besseren Restaurants erhält man das bei den Mahlzeiten übliche Glas Eiswasser in einer dunkelgrauen, manchmal gelblichen Färbung; seine rote Würmerfäden ziehen sich hindurch; aber es wird getrunken, man kennt es gar nicht anders. Es gibt keine moderne Wasserleitung. Große hölzerne Zisternen, die Regenwasser auffangen, liefern das Trinkwasser.

Eine schwere Plage sind die ungeheuren Scharen von Moskitos, denen man nirgends entrinnen kann. Will man des Nachts in Frieden schlafen, muß man ein Moskitonez über das Bett spannen. Diese Quälgeister hat man als äußerst gefährlich erkannt; sie sind es, durch welche die Anstiedung des gelben Fiebers erfolgt. Deshalb wird jeder Kranke sofort mit einem Moskitonez umgeben. Die Zisternen haben gegenwärtig wegen der Moskitos eine Lage Oel auf der Oberfläche des Wassers und müssen mit einem äußerst feinen Drahtgesecht bedeckt sein. Ein systematisch geführter Feldzug gegen die Moskitos hat mit der Ausbreitung des gelben Fiebers begonnen. Auf Anordnung der Beamten des Bundes-Marine-Hospitals sind im Monat August die Wohnungen mehrmals ausgeschwefelt worden. Die Bürger haben sich in ihrer Angst nach Washington um Hilfe gewandt, und Bundesbeamte sind sofort in Aktion getreten. Nicht alle Wohnungen wurden ausgeschwefelt, sondern nur die Wohnungen der Armen. Bei den Reichen benutzt man Räucherpulver, denn der Schwefel wäre kostbaren Sachen, wie Gemälden, Teppichen, Gardinen usw. gefährlich geworden. Die Armen erhielten den Schwefel frei geliefert und räuchern mußten sie, aber Ersatz für ruinierte Sachen gab es nicht.

Sehr mangelhaft ist die Kanalisation. Die Wohnungsverhältnisse sind schlecht. Ratten und kleines Ungeziefer gibt es überall in Menge, wo die armen Leute wohnen. Und in dieser Stadt haufen nach dem Zensus von 1900 nicht weniger als 287 000 Menschen. Da fließt der mächtige Mississippi, der bei New Orleans einen Kilometer breit und 35 Meter tief ist und die Stadt mit Wasser versorgen könnte, wenn die nötigen Filteranlagen geschaffen würden. Seit sechs Jahren schon ist die Behörde für Kanalisation und Wasserleitung beauftragt, solche Anlagen, die für den Gesundheitszustand der Stadt notwendig sind, herstellen zu lassen, aber mit südländischer Nachlässigkeit, um es ganz milde zu beurteilen, läßt man sich immer noch Zeit.

Die Amerikaner haben sich über die Zustände entrüstet, die sie auf der Insel Kuba nach dem Kriege mit Spanien (1898) vorfanden. Sie haben Havana von unterst zu oberst gelehrt. Die Stadt wurde mit der größten Energie gesäubert; eine Kanalisation wurde angelegt, für gutes Wasser und Straßenreinigung gesorgt und ein Ausrottungskrieg gegen die Moskitos geführt. Man sagte den Kubanern, man müsse New Orleans, den nächsten großen Hafen, vor Seuchen schützen, und Havana galt als alte Brutstätte des gelben Fiebers seit 1762. Die Yankee-Energie triumphierte über die

Spanische Botterwirtschaft: Havana ist seit dem Jahre 1901 fieberfrei und — muß sich jetzt vor New Orleans in acht nehmen.

Erst mal vor der eigenen Tür zu kehren, daran dachte man nicht, weil die Epidemie in New Orleans gewöhnlich nur sehr schwach ausbrach. Seit Jahren ist den Bürgern in den Südstaaten nicht ein solcher Schrecken eingejagt worden wie gegenwärtig. Schwere Epidemien kamen in New Orleans in den Jahren 1853 und 1878 vor. Damals starben Tausende, während es sich bei der jetzigen Epidemie nur um Hunderte handeln wird; aber gerade die miserablen sanitären Zustände in New Orleans schaffen für die Seuche noch einen gefährlichen Nährboden, daß sie leicht aller Kontrolle entweichen kann. Im Norden der Vereinigten Staaten kennt man das gelbe Fieber nicht mehr, aber in früheren Zeiten gab es in den Jahren 1699, 1762, 1793, und 1802 Epidemien in Philadelphia. In New York forderte die Seuche 1791 viele Opfer; 1798 brach in vielen kleineren Orten im Norden das gelbe Fieber aus. Gute sanitäre Vorkehrungen sind natürlich das beste Schutzmittel. August und September sind erfahrungsgemäß die gefährlichsten Monate für eine Fieberepidemie in New Orleans. Wenn nicht eher, so erlischt die Epidemie im Dezember vollständig.

In New Orleans spricht man von einer amerikanischen und einer französischen Stadt. Die Canal Street, die rechtwinklig vom Fluß her New Orleans durchschneidet, bildet die Grenzlinie zwischen beiden Stadtteilen. Zahlreich sind die Franzosen, Spanier und Italiener in New Orleans vertreten, und es ist besonders im italienischen Viertel, wo das gelbe Fieber die größten Opfer gefordert hat. Dort herrscht die drückendste Armut und die größte Unsauberkeit. Unter den Amerikanern sind die Fieberfälle seltener; auch die Negerbevölkerung ist ziemlich verschont geblieben, und es wimmelt von Negern in New Orleans.

Wie überall in den Südstaaten, besteht eine strenge Scheidung zwischen den Menschen schwarzer und weißer Hautfarbe. Nicht nur das. Wer irgend ein Merkmal besitzt, daß ein Tropfen Negerblut in seinen Adern fließt, der wird von den Amerikanern als Mensch zweiter Klasse betrachtet. Kein besseres Lokal, kein Theater, kein Verein von Weißen, auch keine Arbeiterorganisation von Weißen steht ihm offen. In den Bahnzügen müssen die Neger in besonderen Wagen reisen; in den Restaurants in besonderen Abteilungen speisen. Selbst in den billigsten Kosthäusern, wo ein Chinese für 15 Cents eine Mahlzeit zusammenschmort, wird in der Mitte des engen Raumes ein schmutziges Laken aufgehängt, um zwei Abteilungen zu schaffen: die eine für die weißen Gentlemen, die andere für die verdammten Niggers, wenn auch beide Sorten Kostgänger gleich schmutzig und verlumpt aussehen. Die Scheidungslinie geht von hoch oben bis tief nach unten. Oben genügt schon ein Tröpfchen Negerblut, um eine Person, männlich oder weiblich, gesellschaftlich zu ächten. Den offenen Verkehr wird der Yankee jederzeit meiden. Dagegen schleicht er heimlich gern zum Liebchen mit etwas Negerblut, denn so schön und feurig sind die Vollblutamerikaner lange nicht. Das wissen die Letzteren und sie tragen um so höher die Nase, stolz auf ihre weiße Hautfarbe, wenn sie diesen blutlängigen, leicht gefärbten Schönheiten auf der Promenade in der Canal Street begegnen. Nach Sonnenuntergang, wenn des Tages größte Hitze vorbei, promeniert dort immer eine zahlreiche Menge.

Durch die Gewohnheit abgestumpft, nehmen sich die Neger die entwürdigende Behandlung nicht sehr zu Herzen. Es ist im Gegenteil ein lustiges Völkchen, immer zu Späßen aufgelegt. Wenn des Abends die Familien auf den Höfen oder vor den Häusern zusammenstehen, dann wird musiziert und getanzt, auch manchmal von den Jungen geraucht, während die Alten schmunzelnd zuschauen, die Männer mit dem Kautabak im Munde, die Weiber mit kurzen Tonpfeifen, aus denen sie glückselig schmauchen. Viel Aberglaube findet man unter ihnen. Um die mitternächtige Stunde einen Kirchhof zu besuchen oder ein verlassenes Haus zu betreten, in dem einmal eine Mordtat verübt worden ist, das wäre ein großes Selbstenstück. Freilich würden auch viele Weiße davor zurückschrecken, aber ohne ihre Schwäche einzugehen, während die Neger jeden warnen würden, eine solche „Torheit“ zu begehen. Auch vor den Hospitälern haben sie ein schwer zu überwindendes Grauen.

Viele Neger sprechen französisch und oft besser als englisch. Unter den vielen fremden Sprachen in New Orleans ist das Französische vorherrschend. Es hat sich noch ein guter Rest des alten Franzosentums dort ein Heimatsrecht bewahrt. New Orleans wurde 1718 von französischen Ansiedlern gegründet, bis sich 1763 die Spanier dort festsetzten, um 1800 wieder den Franzosen Platz zu machen. Als Napoleon I. im Jahre 1803 das Louisiana-Gebiet an die Amerikaner verkaufte, fiel auch New Orleans an die Vereinigten Staaten und entwickelte sich zu einem Handelsplatz ersten Ranges, zu der Hauptstadt des Südens der Vereinigten Staaten.

Baumwolle, Zuder, Reis, Tabak sind neben vielen anderen die Hauptartikel, um welche sich das Interesse der amerikanischen Geschäftsleute von New Orleans dreht. Vorherrschend ist Baumwolle. Ueberall begegnet man den hochbeladenen Wagen, welche die festgepreßten, durch Eisenreifen gehaltenen Ballen Baumwolle transportieren. Nächst Liverpool ist New Orleans der größte Baumwollennachmarkt der Welt. Der Schiffsverkehr ist sehr bedeutend, das zeigt der Hafen mit seinem regen Treiben. Langgestreckte und über vier Meter hohe Dämme schützen die Stadt vor den Ueberschwemmungen des Mississippi.

Neben dem stetig wachsenden Handel vergißt man auch das Vergnügen in New Orleans nicht. Der Markt gras, der große

Karneval, wie er dort gefeiert wird, ist weit und breit berühmt und lockt Tausende von Besuchern an. Die ganze Stadt ist ein Festplatz; eine tolle Lustigkeit breitet sich aus, prächtige Umzüge finden statt. Männlein und Weiblein machen die wildesten Sprünge; auf den Straßen, in jeder Halle ist ein Karnefest. In den Städten im Norden der Vereinigten Staaten kennt man dergleichen nicht.

Der Reizende, der Geld in seinen Beutel getan hat, kann in New Orleans sehr vergnügte Tage erleben. Da gibt es eine große französische Oper neben dem Grand Opera House der Amerikaner. An eleganten Hotels, Musikhallen und Kneiven fehlt es nicht. Es ist ein Vergnügen, durch die Canal Street oder in den verschiedenen Stadtvierteln zu bummeln und das Straßenleben zu beobachten, oder auf den französischen Märkten, bei den offenen Verkaufsständen und Kaffeebällen, wo sich immer eine bunte Menge drängt.

Auch viele Deutsche gibt es in New Orleans; über zehntausend. Sie haben sogar eine eigene tägliche Zeitung, wenn auch die wenigsten darauf abonnieren. Die Abonnenten sind Nebensache bei den deutschen Zeitungen in Amerika; ihre Zahl ist stets ein sorgfältig gehütetes Geheimnis. Die Hauptsache sind die Anzeigen. Weit mehr verbreitet und gelesen ist die französische tägliche Zeitung, entsprechend der größeren Zahl der französischen Bevölkerung.

So abgestumpft und denkfaul die Masse der Bürger im allgemeinen ist, so gleichgültig, wie man sonst die Dinge ihren Lauf nehmen läßt, durch die gegenwärtig herrschende Epidemie wurde New Orleans gewaltig aufgeschreckt. Die blasse Angst packt jeden, wenn er hört, daß „Yellow Jack“, das gelbe Fieber, seinen Einzug gehalten hat. Die Stadtverwaltung besinnt sich plötzlich auf ihre Pflichten, die Bürgerschaft wird aufgerüttelt. Mit rücksichtsloser Energie wird ausgeführt, was man gerade für notwendig hält, und was erreichbar ist. Schnell werden große Fonds angeammelt, um in den Quartieren der Armen aufzuräumen und jedem Kranken beizustehen, nicht aus Mitleid und gutem Herzen, sondern aus Angst um das eigene teure Leben. Sobiel wird wenigstens damit erreicht, daß wieder einmal etwas wirklich Gründliches getan wird zur Verbesserung der sanitären Zustände dieser großen, reichen Handelsstadt mit ihrer schlechten Verwaltung.

Artur Baar

Kleines feuilleton.

— Amerikanischer Schwefel. Wir lesen im „Prometheus“: Die reichen Bodenschätze der Vereinigten Staaten ermöglichen es der Industrie dieses Landes, fast ihren gesamten Bedarf an Rohmaterial im Inlande zu decken. Nur für Kaliumsalze, die in Amerika ganz fehlen, und für Schwefel, der nur in geringen Mengen gefunden wurde, war man bisher auf den Import angewiesen. Nun aber dürfte sich das ändern, und es ist alle Aussicht dafür vorhanden, daß Amerika binnen kurzem enorme Mengen Schwefel an den europäischen Markt bringt und damit der bisherigen Hauptschwefelquelle der Welt, der Insel Sicilien, sehr gefährlich wird. Nach Mitteilungen von Professor Lunge-Zürich in der Zeitschrift für angewandte Chemie ist es nämlich einem Deutschamerikaner H. Frasch gelungen, große Schwefelager in Amerika zu erschließen, die er schon 1893 im Staate Louisiana entdeckt und erworben hatte. Die Ausbeutung der Lager stieß aber auf fast unüberwindliche Hindernisse, da der Schwefel unter schwimmendem Gebirge lagert, welches ein Niederbringen von Schächten selbst mit Hilfe des bekannten Gefrierfahrens nicht zuließ. Da kam schließlich Frasch auf den neuen Gedanken, den Schwefel nicht bergwerksmäßig abzubauen, sondern ihn im Erdinnern durch Zuführung gewaltiger Mengen stark überhitzten Wassers zu schmelzen und den flüssigen Schwefel durch geeignete Pumpen zutage zu fördern. Auch dieses Verfahren stieß anfangs auf vielerlei Schwierigkeiten, die aber jetzt soweit gehoben sind, daß Fraschs Werke heute mit Hilfe einer Dampfstation für 135 000 PS täglich etwa 1600 Tonnen flüssigen Schwefel, der fast ganz rein ist, zutage bringen. Das entspricht einer Jahresförderung von über 500 000 Tonnen, während die Jahresproduktion aller sicilianischen Schwefelgruben zusammen nur etwa 470 000 Tonnen beträgt.

Musik.

Wenn in Berlin von einer künstlerischen Darbietung recht wenig Aufsehens gemacht wird, so ist dies schon ein Grund zur Vermutung, daß es sich um etwas Ernstes, Eklätiges handelt. Die Premiere, die wir vorgestern hatten, ging kaum etwas von dem entwickelten Getriebe voraus, das sich sonst um derlei Ereignisse schlingt. Man bekam gegen ein nur wenig verteuertes Geld noch ein Plätzchen, von dem aus man rechts und links von den Köpfen der Parterrebefucher ein paar Stückchen Bühne entdeckte.

Die Oper, die wir hörten, geht auf ein Jugenddrama von Henrik Ibsen zurück: „Das Fest auf Solhøgen“. Das Stück stammt aus dem Jahre 1855, wurde 1856 zuerst in Bergen gespielt und in unseren Kreisen erst spät bekannt, wobei die autorisierte Uebersetzung von Emma Klingensfeld (Leipzig bei Reclam) maßgebend zu sein scheint. Das Werk gilt als eine Vorstudie zu der „Nordischen Heerfahrt“, jedoch mit günstigem Ausgange gegenüber dem tragischen des letzteren Stückes. Der Inhalt ist im dramatischen Sinne dürftig und wird höchstens durch eine Reihe undramatischer Zufälle mit einem Giftfläschchen

bereichert. Es ist 14. Jahrhundert. Wir werden nach einem norwegischen Gutshofe geführt, der den Namen „Sonnenhügel“ (Solhaug) führt. An den Gutsherrn Bengt Gauteson, einen nicht immer nüchtern vorkommenden, etwas schwachen Kumpen, ist die stolze Margit unglücklich verheiratet. Um ihre jüngere Schwester Signe wirbt der königliche Vogt Knut Gäsling, der aber erst recht einer vom tohlen Saus und Braus ist. Inzwischen kommt natürlich der edle Held Gudmund Alfson, ein Vetter der beiden Schwestern. Er liebt Signe, während Margit ihre Liebe zu ihm möglichst lange zurückhält. Nun droht dem vom Hofe ferngehaltenen Gudmund Gefahr. Doch abgesehen davon, daß Bengt in einem Kampfe fällt, und nachdem Margit im letzten Augenblicke noch davon befreit worden ist, durch ihren Giftrank Unglück angerichtet zu haben, wendet sich alles insofern zum Guten, als Gudmund wieder vom Hof in Ehren aufgenommen wird und seine Signe bekommt. Margit entzagt ihrer Liebe mit entsprechender Größe.

Der hohe Wert dieses Ibsenschen Stückes liegt in seiner romantischen Stimmung. Ueber dem ganzen schwebt ein Balladenton. Norwegische Lieder vom Bergkönig und von der gefangenen Jungfrau und dergleichen werden in symbolistischer Weise mit dem Gange der Handlung verflochten. Die Sprache ist meistens von einer ergreifenden Eigenart. Nun hat ein Komponist den Versuch gemacht, diesen Text derart zu einem „Musikdrama“ zu benützen, daß er lediglich unbedeutende oder gar zu gedehnte Stellen wegließ. Er ging dabei noch sparsamer vor, als es der Komponist Heinrich Döllner mit der „Versunkenen Glocke“ von Gerhart Hauptmann tat, deren Vertonung vor einigen Jahren im „Theater des Westens“ zu einem kurzen Gehör gebracht wurde. Man ist wohl nicht zu vorurteilsvoll, wenn man einer solchen Prozedur mit Bedenken gegenübertritt. Ein Operntext verlangt nun einmal eine viel elementarere Stilisierung als ein Schauspieltext. Die Bestandteile eines solchen werden durch die musikalische Dehnung manchmal ganz einfach langweilig, und die feine Pointierung geht namentlich in einem modernen Opernhaus verloren, in welchem man ja das meiste nicht versteht und im Textbuche schwer mitlesen kann. Uebrigens hat die Uebersetzerin des verkürzten Textes, Frau M. v. Borch, sowohl speziell für Opernbedarf wie auch überhaupt besser gearbeitet als die obengenannte Uebersetzerin.

Wilhelm Stenhammar, der diesen Text vertont hat, ist ein Stockholmer, geboren 1871. Nach Studien in seiner Vaterstadt und in Berlin, wurde er in jener ein angesehener mehrfacher Dirigent und berühmter Vokalkomponist. Unter seinen verschiedenlichen Kompositionen scheinen die Chorwerke besonders beliebt geworden zu sein. Von seinen bisher zwei Opern wurde „Tirfing“ 1898 in Stockholm und „Das Fest auf Solhaug“ 1899 in Stuttgart zum erstenmal und dann erst in der Heimat aufgeführt. Jetzt haben wirs am vergangenen Mittwoch im königlichen Opernhaus als Premiere zu hören bekommen. Der Erfolg war der in solchen Fällen übliche, wenn man auch eine kleine Ermüdung des Publikums durch die mancherlei Ansprüche an seine Aufmerksamkeit merken konnte.

Wenn wir einem solchen Werk Unvollkommenheiten nachsagen, so darf dies nicht etwa verwechselt werden mit Protesten gegen einen „Roland von Berlin“ oder dergleichen. Bei Stenhammar ist alles tüchtig, solid, auf fester Basis begründet; nichts von hohlem Theaterpathos! Daß er es nicht zur höchsten Krone in der dramatischen Kraft bringt, ist eben sein und mancher anderer Schicksal. Seine Stärke liegt, wie bei so vielen Komponisten, im Lyrischen. Die geheimnisvollen Nordlandslieder, die Chöre und dergleichen gelangen am besten. Und hier kommt es auch mehrmals vor, daß man den Einfluß des derzeit bedeutendsten nordischen Komponisten, des Edvard Grieg, merkt. Sonst aber hat sich der Komponist von einer derartigen Gefolgschaft und noch mehr von der des Richard Wagner ziemlich freigehalten; die Aehnlichkeit der allgemeinen Prinzipien und einzelne Reminiszenzen sind ja sozusagen selbstverständlich.

Erfreulich ist auch das Streben nach schlichten Weisen; meist setzt eine Szene mit solchen ein und wird dann allmählich bis zu einem krachenden Höhepunkt fortgeführt, wobei aber die Illustration der feelischen Vorgänge durch die Orchestermusik wohl am meisten hervortritt. Im Melodischen ist der Komponist reicher als im Rhythmischen. Ueberall eine vornehme Haltung! Als eine Einzelheit erwähnen wir die Weglassung des bei Ibsen am Ende des ersten Aktes stehenden Chores, die jedenfalls den Verzicht auf einen Abgangseffekt bedeutet.

Wir fürchten, das Werk werde sich nicht erfolgreich halten; und dennoch würde es dessen entschieden würdig sein. Dazu kommt noch das Aufgebot von gutem Wollen und vielleicht noch mehr gutem Können bei der Aufführung. Kapellmeister Dr. Mud hielt das Ganze in sicherer Weise zusammen. Von den Tenoren hatte Herr Grünig den Guten und Herr Förn den Bösen zu singen. Der letztgenannte Künstler hat sich aus geringen Anfängen stimmlich sehr gut herausgearbeitet, läßt aber immer noch etwas Verbes in seiner Stimme merken, was freilich für die jegliche Rolle gut paßt. Die Partionrolle des Gutsherrn wurde von Herrn Hoffmann in einer außerordentlich interessanten Weise gegeben, und in einer kleinen Partionrolle bewährte sich Herr Krassa. Von den zwei Frauenrollen wurde die der älteren Schwester (übrigens eine der schwierigsten, längsten und inhaltsreichsten Opern-

partien überhaupt) von Frau Goetze mit aller ihrer bekannten Kunst durchgeführt. Die blonde jüngere Schwester wurde von Fräulein Ebelad ebenfalls sympathisch gegeben, und stimmlich so, daß wir die Dame in ihren weiteren Fortschritten verfolgen möchten.

Technisches.

en. Drachenphotographien. In der letzten Zeit des ostasiatischen Kriegs ist auf russischer Seite ein Verfahren zur Aufnahme von Photographien aus der Vogelschau benutzt worden, das von einem Amerikaner namens Weaber erfunden worden ist. Die Hauptrolle spielt dabei ein Flugdrache, an dessen Schweif der photographische Apparat in einem leichten Rahmenwerk aus Aluminiumbronce befestigt ist. Das Auswechseln der Platten und die Auslösung des Verschlusses geschieht auf elektrischem Wege, während der Drache sich in der Luft befindet. Der Neigungswinkel, den die Kamera während der Aufnahme gegen die Waagerechte gebildet hat, kann nachträglich an einem getheilten Viertelkreis abgelesen werden. An dem Rahmenwerk sind in einer Ebene, die zur Achse des optischen Systems des Apparats parallel liegt, nach beiden Seiten hin Arme befestigt, die 10 Fuß lang sind und an ihren äußeren Enden hohle Aluminiumröhren von 60 Zentimeter Durchmesser tragen. Ueber den Armen ist eine Windfahne von 6 Fuß Länge angebracht, die sich im Azimuth bewegt und in verschiedene Winkel zur Achse der Kamera gedreht werden kann. Dadurch sind zwei Bewegungen gegeben. Die Kamera selbst kann sich in verschiedenen Höhen und in verschiedenen Neigungen gegen den Horizont einstellen, während durch die Windfahne eine Bewegung im Azimuth in jedem Winkel gegen die photographische Achse und gegen die gleichsam als Visier dienenden Aluminiumröhren ermöglicht wird. Der ganze Apparat wird entweder durch einen Drachen oder auch durch einen kleinen Ballon in die Luft gehoben und durch ein kleines elektrisches Stabel gehalten, das nur die Stärke einer Glühlichtleitung zu haben braucht; die Bedienung des photographischen Apparats wird vom Boden aus vermittelt. Außerdem gehört zur Ausrüstung ein kleines Fernrohr, um die Bewegungen und die Stellung des Apparats genau verfolgen zu können.

Notizen.

— „Masken“ heißt eine neue Wochenschrift, die vom 1. Oktober an von der Leitung des Düsseldorfer Schauspielhauses herausgegeben wird. In dem Blatte sollen alle dramaturgischen Probleme, sowie allgemeine Fragen der theatralischen Darstellung erörtert werden und zwar möglichst an der Hand der aufgeführten Stücke. Als Herausgeber zeichnet der einne Dramaturg des Theaters, Dr. Paul Ernst.

— Im Sommersemester 1904 zählten die schweizerischen Universitäten und Akademien Bern, Basel, Zürich, Genf, Freiburg, Lausanne und Neuenburg 5925 Studenten und Zuhörer, darunter 1646 weibliche. Einer vorliegenden genauen Ausführung der Zeitschrift für schweizerische Statistik ist zu entnehmen, daß die Ausländer an den Hochschulen in der Mehrzahl waren. In diesem Jahre ist ihre Zahl noch um ein Beträchtliches gestiegen. Die Zahl der Russen betrug im Jahre 1904 1255.

— Richard Strauß' neue Oper „Salome“ gelangt am Wiener Hofoperntheater Anfang Dezember zur Aufführung.

— Eine heffische Kunstausstellung ist für das Jahr 1907 in Darmstadt geplant. Die heffische Kammer hat 60 000 M. dafür bewilligt unter der Voraussetzung, daß in der Ausstellung jede Richtung vertreten sei. In der Hauptsache werden Künstler zu Worte kommen, die in Hessen anständig sind, aus Hessen stammen, oder auch solche, die heffische Motive behandeln.

— Ein Ribelungen-Denkmal wird die Stadt Worms errichten und zwar in Gestalt eines großen Parks, in dem zahlreiche Brunnen und Statuen aus Stein und Erz Kunde geben sollen von den alten Sagen und Mären. Das erste Kunstwerk, ein „Hagen-Brunnen“, der dem Karlsruher Bildhauer Johannes Hirt in Augsburg in Auftrag gegeben wurde, ist jetzt vollendet und zur Aufstellung fertig.

— Der größte Bahnhof der Welt wird der im Bau begriffene Leipziger Hauptbahnhof werden. Er wird 85 550 Quadratmeter Grundfläche und 26 Geleise haben. Die Kosten betragen 130 Millionen. Bis 1914 soll die Gesamtanlage im Betriebe sein.

— Einen Preis von 500 Mark setzt die „Illust. Landw. Zeitung“ (Berlin, Dessauerstraße 6) für die beste Bearbeitung folgenden Themas aus: Was kann geschehen, um den Trinkmilchverbrauch zu heben? Wie ist der Ausschank an öffentlichen Orten, Bahnhöfen, Kasernen, Schulen u. s. f. zu organisieren? Wie ist insbesondere die Kühlung im Sommer und die Warmhaltung im Winter praktisch zu bewerkstelligen? Wie ist in geeigneter Weise Reklame zu machen? Der Schlußtermin ist der 15. Januar 1906.

— Die telegraphische Uebermittlung des russisch-japanischen Friedensvertrages in geheimer Schrift von Portsmouth nach Petersburg hat rund 25 000 M. gekostet.